



Familienblätter

Sonntags-Beilage
der Posener Zeitung.

Nr. 30.

Posen, den 28. Juli.

1895.

Ruth.

Novelle von E. Horstig.

(Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

„Das war ein Abschied für lange, vielleicht für immer, theures Herz, Du bist Deinem Vater Gehorsam schuldig und mußt es beweisen, daß Du bei mir das vierte Gebot gelernt und richtig verstanden hast. Du wirst stark sein und mir beistehen im muthigen Ertragen der Entsagung, die uns auferlegt ist. Bete und arbeite und vergiß mich nicht! Lebe wohl und Gott behüte Dich, meine Tochter!“

Nach diesen Worten erhob sich der Geistliche und verließ schnell die Laube und den Garten, ein fassungsloses Mädchen zurücklassend, das sich laut schluchzend auf die Moosbank niederwarf und lange also verharrete. Endlich raffte sich die arme Ruth auf und schritt wie eine Ausgestoßene hinaus in den Wald.

Und nun fing ein trauriges Leben für das arme Mädchen an, ohne Freude, ohne Reiz, ohne jegliche Abwechslung; nicht daß Ruth sonderlich darnach gefragt hätte, und aus dem frischen Mägdelein war eine ernste Jungfrau geworden, die tiefes Leid im Herzen trug und ungestillte Sehnsucht nach dem alten Glück, das ewig verloren schien. Aber nicht lange vermochte Ruth das thatenlose Dasein zu ertragen; ihre Natur war zu energisch, zu muthig, zu freudedürstend, um sich hier im Walde ohne Liebe, ohne Trost auszuleben. Sie schrie nach Lust, nach Vergessen, nach Glück.

Eines Morgens, als der Oberförster nach der Flinte griff, um sich in den Wald zu begeben, stellte sich ihm seine Tochter in den Weg, mit dem Muth der Verzweiflung kühn in sein Antlitz blickend:

„Was willst Du?“ herrschte er sie finster an.

„Dich sprechen, Vater“, entgegnete sie kalt und gelassen, aber mit einem Blicke, der ihn bezwang.

Der Oberförster kehrte in sein Zimmer zurück und winkte seiner Tochter, ihm zu folgen; sich in den Lehnstuhl werfend, sah er sie fragend an.

„Vater“, begann Ruth entschlossen, „ich kann dies Leben länger nicht ertragen, laß mich fort von hier, Du sollst keine Mühe und Sorge um mich haben, ich will mir selbst weiterhelfen; eine Stellung als Gesellschafterin oder Erzieherin ist jetzt unschwer zu erlangen.“

„Du scheinst zu vergessen, daß Du eine Freiin von Norbert bist; ich wünsche nicht, Dich bei meinen Lebzeiten in dienender Stelle, bezahlt von fremden Leuten, zu wissen. Ueberhaupt, was willst Du auf der Landstraße? Bleib im Walde und sei zufrieden mit Deinem Loos, in der Welt ist kein Glück zu finden, nur Jammer und Enttäuschung. An Deiner ganzen Thorheit ist nur dieser närrische Pfaffe schuld!“

„Vater, kein Wort gegen ihn! Wir sind ihm namenlosen Dank schuldig für Alles, was er mir gethan, und Du schmähst ihn, während ich — (hier senkte sich die Stimme) — mich in Sehnsuchtsqual nach ihm und seiner Nähe, seiner Anregung und Güte verzehre.“

Der Freiherr sah seine Tochter erstaunt an, dann blickten die dunkeln Augen zornig auf, und er sagte in schneidendem Tone Worte, die er vielleicht danach bereute, als es zu spät war: „Dank schuldig, wir dem Pfarrer? Welcher Unsinn! Doch Du weißt nicht Alles, — urtheile selbst! Ich, der Freiherr von Norbert, königlicher Oberförster hierselbst, gebe diesem Menschen die Ehre und biete ihm die Hand meiner Tochter zur ehelichen Verbindung an und er, anstatt hochbeglückt und geehrt zu sein, bedankt sich höflich und versichert, von dem Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können. Er gewöhnt mein Mädchen an sich, verwöhnt sie sogar mit albernen Sentimentalitäten, und das ist nun das Ende!“

„Um Gott, mein Vater, Du botest ihm meine Hand, Du wartetest nicht, ob er —“

„Lächerlich, Du sprichst wie eine Schneiders- oder Bäckers-tochter; was in jenen bürgerlichen Familien Sitte ist, geht uns nichts an. Die Edelleute meiner Zeit pflegen für ihre Töchter sich den passenden Gemahl selbst zu suchen, und die Töchter verstehen zu gehorchen; ich habe mich — unerfahren — in der Wahl vergriffen, das ist Alles! — Aber nun rede mir nicht mehr von dem Pfarrer und unterstehe Dich nicht, jemals noch seine Nähe zu suchen oder den unpassenden Umgang wieder anzufangen. Du sollst nicht mehr in niedere Sphären herabsteigen; wir wollen es niemals vergessen, daß Du ein Freifräulein von Norbert bist.“

Damit verließ der Oberförster drohenden Schrittes das Haus und ließ seine Tochter in höchster Aufregung zurück. Nicht, daß es ihren Stolz verwundete, von dem Pastor als Gattin verschmäht zu sein, — nein, es ward ihr plötzlich klar, wie wenig Liebe ihr Vater für sie hegte, wie unausfüllbar die Kluft war, die zwischen ihnen beiden gähnte. Daß der Pfarrer, ihr theurer Lehrer, nur aus den edelsten, reinsten Beweggründen den Antrag zurückgewiesen, bezweifelte sie keinen Augenblick, denn wo sie liebte, vertraute sie unbedingt und hingebend; aber der Vater, der Vater — welch' grauenvolles Licht! Daß sie doch im Dunkeln geblieben wäre, oder daß sie hätte hinflüchten können in das traute Asyl, an die Brust Desjenigen, der ihr Führer und väterlicher Freund gewesen alle die Jahre daher. Sie würde ohne Besinnen seine Gattin geworden sein, kannte sie doch nicht die Macht der Leidenschaft und begehrte ihrer nicht.

2. Hinaus in die Welt.

Es bildet ein Talent sich in der
Stille, sich ein Charakter, in dem
Strom der Welt.

Ein eleganter, aber staubbedeckter Reisewagen rollte an einem hellen Septembervormorgen auf der Landstraße dahin, die nach Adlerhorst, einem stolzen Rittersitz unweit M., führte. Der Kutscher und Bediente in dunkler Livree saßen hinter den zwei schönen, feingebauten Kappen; das Innere des Wagens war durch blaueidene Vorhänge an den Glasfenstern verhüllt. Plötzlich wurde die eine Gardine zurückgeschoben und ein von Schleiern und Tüchern umhüllter Frauenkopf mit einem müden, bleich aussehenden, feingeschnittenen Gesicht ward bemerkbar, um jedoch sofort wieder zu verschwinden. Wir aber, neugierig gemacht, folgten nach in die Equipage und erblickten darin zwei Damen, die sich gegenüber saßen. Die ältere ruht nachlässig im Grund, gähnt sehr oft und sieht leidend aus, ohne aber dadurch auch nur einen Augenblick das Gepräge von stolzer Würde zu verlieren. Die Andere auf dem Rücksitz in edler, ruhiger Haltung mit unverändert ernstem, entschlossenem Gesichtsausdruck ist unsere Bekannte Ruth. Sie sieht aus im grauen Reiseanzug, ein helles Schleierhütchen auf dem dunkeln Köpfchen, Rosenfrische auf den Wangen, wie eine junge Königin, die einen Ausflug durch ihr Land unternimmt. Ja, Ruth ist auf der Fahrt zum Glück, das heißt auf der Reise in die Welt begriffen. Vorläufig soll auf Burg „Adlerhorst“ Halt gemacht werden; daselbst will die Gräfin einige Monate oder Wochen verweilen und alle ihre Kinder, wie alljährlich, um sich sammeln, ehe sie sich ins Bad begiebt, sich zu stärken für den Winteraufenthalt in der Hauptstadt.

Die hohe Dame ist Wittve und Mutter eines Sohnes und zweier Töchter. In ihrer ersten Jugendzeit war sie als jüngstes Ehrenfräulein an den kleinen Hof des Fürsten D. . . gekommen. Sie wurde bemerkt, gefeiert und schließlich mit dem Majorats Herrn Grafen Adlerhorst vermählt. Trotz mancher Fehler hatte die stolze Aristokratin auch gute Eigenschaften, worunter die Dankbarkeit eine der hervorragendsten war. Sie kam auf einer ihrer vielen Reisen zufällig in die jetzige Heimath des Freiherrn von Norbert, hörte von ihm und suchte ihn sofort auf. Entsetzt über die Veränderung, die sich durch Zeit und Schicksale verheerend an dem einst so ritterlichen Kavalier vollzogen hatte, bot sie ihm Rath und Hülfe zart und theilnehmend an. Er dankte seinerseits für Alles, erbat aber Beistand für die Tochter, die mitzunehmen die Gräfin sich sogleich bereit erklärte, und zwar in der Eigenschaft eines Pflegetöchterchens. Dieser Verkettung von Umständen hatte Ruth die Befreiung aus ihrem einsamen und thatenlosen Leben zu verdanken. Von der Gräfin wurde ihr eine freundliche, etwas kühle Behandlung zu Theil, die vollständig ihren Wünschen entsprach; denn sie selbst fühlte keine Hineigung zu der stolzen Frau und gedachte sie nur als Mittel zu ihrem Zweck zu benützen, da Ruth, wo sie nicht liebte, recht scharf rechnen konnte und die naive Selbstsucht des Naturkinds entwickelte. Der Abschied vom Walde war dem jungen Mädchen schwer geworden, aber alles Leid wurde übertäubt durch den Gedanken an Das, was kommen sollte in der weiten, großen, schönen Welt, wo sie auch die Sehnsuchtsqual zu überwinden hoffte, die noch immer in ihrem Herzen lebte nach dem geliebten Lehrer, dem „Lebewohl“ zu sagen der harte Vater ihr nicht gestattet hatte. So war sie nun losgerissen vom heimatlichen Boden und sollte fremdem, neuem Erdreich eingepflanzt werden, die holde Waldesblume.

Der Reisewagen hielt vor der großen Freitreppe am Hauptportal des stolzen, gewaltigen Riesenbaues, genannt „Schloß Adlerhorst.“ Der Haushofmeister und die Kammerdiener beeilten sich, die Gräfin, die Mutter ihres Gebieters, zu empfangen. Die Dame zog sich zunächst zur Ruhe in ihre Gemächer zurück. Ruth aber, als sie aus ihrem traulichen Erkerstübchen einen Blick in's Freie geworfen, eilte sofort hinab in den Garten. Das Schloß stand mit seinen Nebengebäuden isolirt auf einer steilen und ziemlich hohen Anhöhe, der Garten war daher nicht groß und fiel terrassenförmig ab zu dem schönen, weiten sorgfältig gepflegten Parke, der von Eichen, Buchen, Linden und Birken bestanden war, am Anfang auch wunderschöne Partien von Weymuthskiefern, Lärchen- und Lebensbäumen und Tannen zeigte und sich bis zum Walde erstreckte, von dem ihn ein hohes Eisengitter und ein kleiner silberheller Bach schied. In der Ferne ragten blaue Berge, nur dunkler als die Luft, in zarten Konturen sich abhebend. Der ganze große Güterkomplex, welcher zum Schlosse gehörte, war in

Besitz des dormaligen Majorats Herrn, Grafen Georg von Adlerhorst, des einzigen Sohnes der alten Gräfin. Er hatte sich im Alter von 22 Jahren vermählt mit der Komtesse Elisabeth von Rothkirch und war schon Vater zweier Knaben, Hans und Joachim, und dreier Töchter, Anna Leonore, Nicola Marie und Brunhilde. Die beiden Schwestern des Majorats Herrn, Alexandrine und Erna, hatten sich gleichfalls früh vermählt und wurden auch mit ihren Familien auf dem Stammschloß erwartet. Der Graf Georg Friedrich lebte sonst den größten Theil des Jahres auf seinem Lieblingsgute Nördlingen, wo er ein prächtiges, villenartiges Wohnhaus hatte erbauen und mit fürstlicher Pracht einrichten lassen. Der Nachbarbesitz, Schönhaide, befand sich in den Händen des Barons Lantke von Offenville, des Gemahls von Gräfin Erna. Der andere Schwager, Oberstlieutenant von Zettwitz lebte in der Stadt, denn er war noch im Dienst. Zur Zeit befanden sich die Familien schon auf Nördlingen und bereiteten sich vor, am nächsten Tage nach Burg Adlerhorst zu fahren, weil es die alte Gräfin liebte, daselbst zuerst anzukommen und dann Cour abzuhalten, wie zu den Tagen, als ihr schwacher und nachsichtiger Gemahl noch lebte und ganz von ihr beherrscht ward.

Am Abend nach ihrer Ankunft saßen die beiden Damen in dem altmodischen Wohnzimmer der Gräfin am Kamin, in dem der Kühle wegen ein leichtes Feuer brannte. Die große rothbeschirmte Hängelampe verbreitete ein schönes trauliches Dämmerlicht in dem behaglichen Raume und warf einen verklärenden Schein auf das zauberschöne, junge Antlitz Ruth's, die auf einem niederen Tabouret sitzend, sich der Gräfin gegenüber befand. Diese Letztere betrachtete mit sinnendem Blick ihre Pflegebefohlene und begann nach längerer Pause: „Morgen kommen meine Kinder, und ich will Dich heute schon auf sie vorbereiten, liebe Ruth, damit Du sogleich die richtige Stellung zu ihnen nimmst. Ich wünsche nicht, daß man Dich als Gesellschafterin ansehe, sondern Du sollst für Alle meine Verwandten wie Freunde meine Pflegetochter sein, wie es Dir gebührt als Freiin von Norbert und als Kind Deines verehrten Vaters. Du sollst Dich benehmen, wie immer, ruhig und natürlich, artig, aber nicht mehr als das; vor Allem halte Dich immer zu mir und bleibe mir zur Seite, es sei denn, ich wünsche es anders.“

„Das soll geschehen, gnädigste Tante, ich werde Ihre Worte nicht vergessen,“ war die freundliche Antwort.

„Mein Sohn,“ fuhr die alte Dame fort, „ist sehr kurz angebunden, Du darfst es nicht anders erwarten. Seine Frau ist eine stille, sanfte Person und puritanisch einfach in ihrem ganzen Wesen und Auftreten; sie fügt sich nur widerstrebend meines Sohnes Gewohnheiten und seiner Liebe zu Glanz und Pracht. Von meinen Töchtern wird Dir Erna am besten gefallen, sie nimmt alle Leute für sich ein. Meine Schwieger söhne haben sich stets als musterhafte Kavaliers und liebevolle Gatten gezeigt, ich bin zufrieden mit ihnen; Baron d'Offenville's Manieren sind sehr bestechend, Eberhard von Zettwitz ist Soldat durch und durch, von felsenhafter Standhaftigkeit, pünktlich und verlässlich, sein einziges Töchterchen Rose ist sein vergötterter Liebling. Nun, Du wirst sie alle selbst sehen und kennen lernen. — Und jetzt wollen wir Schach spielen.“

Ruth rückte das Tischchen mit den Figuren heran, und das interessante Spiel begann, worin sich die jüngere Theilnehmerin der anderen gewachsen und als gefährliche, scharf denkende Gegnerin erwies.

Die Erwarteten kamen und die Familie befand sich dann vollzählig in der Burg. An einem sonnigen und schönen Vormittag hatten sich sämtliche Erwachsene im Gartensalon versammelt. Die breiten Glasthüren waren geöffnet und gaben den Blick frei auf den großen Rasenplatz, die sauberen Kieswege, Blumenpartien und Larushecken des Gartens. Die alte Gräfin hatte sich in einem bequemen Fauteuil gegenüber der Mittelthür niedergelassen und sprach zu ihrem Sohne, einem hochgewachsenen, sehr stolz und vornehm aussehenden Manne in den dreißiger Jahren, welcher neben ihr an einer ephraumranken Säule lehnte. Die Schwiegertochter, Gräfin Elisabeth, bleich und zart und durchaus nicht hübsch, im einfachen grauen Kleide, war eifrig mit ihrer Stickerei beschäftigt, welche für einen Wohlthätigkeitsbazar bestimmt war, und hob die Augen nicht auf. Baronin Erna, eine kleine, leichtfüßige, junge Frau, mit etwas bräunlichem Teint und sehr pikantem Gesichtchen, kastanienbraunen Locken und großen hellbraunen Augen, eilte von einem Blumentisch zum andern, plauderte und lachte mit Jedermann und fand nirgends Ruhe.

Ihre blonde Schwester mit den edlen, etwas scharfgeschnittenen Zügen der Mutter, blühend frischem Teint und milden, grauen Augen lehnte in einer Sophaecke und gähnte von Zeit zu Zeit hinter dem vorgehaltenen Fächer; sie schien sich sehr zu langweilen. Ihr Gatte durchblätterte die Zeitschriften, mit denen der runde Tisch bedeckt war, sein hübscher Schwager, der Baron d'Offenville, that scheinbar dasselbe, in der That aber betrachtete er mit neugieriger Verwunderung und sichtlichem Wohlgefallen die schlanke weißgekleidete Mädchengestalt, die mit den langen, schwarzen niederhängenden Flechten voll kindlicher Einfachheit erschien, und welche sich in der Nähe der Gräfin-Mutter niedergelassen hatte. Es war Ruth, die vor Kurzem erst vorgestellt wurde, wenig beachtet von den Damen, den Herren aber durch die seltene Schönheit ihrer Erscheinung bemerkenswerth. Sie hatte sich herrlich entfaltet, und die Blume war viel entzückender noch als die Knospe geworden, von berauschendem Duft und glänzendem Farbenschmelz. Die anmuthige Heiterkeit, welche heute über den feinen Zügen ruhte, machte sie noch liebreizender.

Man ging zu Tische, und zwar führte der Graf seine Mutter, Herr von Zettwitz die Gräfin Elisabeth und seine Schwägerin Erna, deren Gemahl endlich Frau Alexandrine und Ruth.

Im Speisesaal waren schon die gräflichen Kinder mit ihrem Hofmeister und Cousinen Rose mit der Gouvernante, Mademoiselle Julie, versammelt und begrüßten mit tiefen, feierlichen Knixen ihre viel gefürchtete, gestrenge Großmama.

Am oberen Ende der, von dem köstlichen, schweren Silbergeschirr und dem prachtvollen Porzellan, den fein geschliffenen Gläsern blizenden und schimmernden Tafel präsidirte die Gräfin-Mutter, zur Rechten den Sohn, zur Linken die Schwiegertochter. Ruth saß ziemlich weit unten und beobachtete mit Vergnügen die Kinderschaar.

Die Kinder waren frisch und nett, von besonders großen, kräftigen Gestalten, aber nicht schön. Rose, die zarte, zierliche, kleine Gestalt mit den sonnenhellen Haaren, saß wie ein Feenprinzessin zwischen den stämmigen Vettern, dem zwölfjährigen, ernstern, klugen Hans und dem 11 Jahre alten lustigen Joachim. Der Hofmeister, ein blasser, kränklich aussehender Mensch mit einer Brille, machte einen etwas ängstlichen und schüchternen Eindruck, den man weniger von Mademoiselle Julie empfing, die sich mit der ganzen Leichtigkeit und Koketterie der Pariserin bewegte.

Nur kam auch sie freilich nicht zur Geltung, denn die Herrschaften bemerkten sie gar nicht und schienen die beiden Erzieher wirklich nur als Wärter für die lebhaften Kinder zu betrachten.

Baron d'Offenville lenkte Ruth's Aufmerksamkeit alsbald auf sich, indem er sehr lebhaft zu ihr sprach und sie durch allerscherz und witzige Anekdotchen aus ihrer Reserve und zu unbefangener Fröhlichkeit fortriß; mehr als einmal ertönte das silberhelle, klangvolle Lachen, was Pastor Herder so sehr geliebt hatte, durch den Saal; die Ahnenbilder an den Wänden schienen erstaunt aufzuhorchen, die alte Gräfin runzelte die Stirn, sagte aber nichts, in Folge dessen schwiegen die Andern wohlweislich und Baron d'Offenville amüsirte sich köstlich mit seiner Nachbarin.

Graf Georg Friedrich war, wie meistens, ernst und wortkarg, seine schmalen, festgeschlossenen Lippen deuteten schon auf Selbstbeherrschung und Schweigsamkeit, unbeugsamer Stolz und unbeugsame Härte lagen auf seinem Antlitz, seiner hohen, geistvollen Stirn, von der an den Schläfen das braune Haar zurückwich; aber in den Tiefen der dunkeln Augen schimmerte kaum verborgen ein wunderbares Feuer, das manchmal, wie unbehütet, hervorbrach und von Leidenschaft und heissem Herzen sprach. Auch gegenwärtig, wenn Ruth's süßes, helles Lachen ertönte, war ein seltsamer Glanz, ein Leuchten in den braunen Augen, und sie blickten wie träumend. Dann aber sah er auf, schaute seine Tischgenossen an, und ein feines ironisches Lächeln zuckte um die dunkelbärtigen Lippen.

Nach aufgehobener Tafel zogen sich die Damen, außer Ruth, zurück zur Siefta. Zettwitz und d'Offenville begaben sich ins Billardzimmer, und der Graf unterwarf seine Kinder einem kurzen, aber scharfen Examen. Das schöne Mädchen entschlüpfte dem Saal und suchte Erfrischung im Garten und Park, dessen schattige Pracht sie entzückte.

Sie ging in Gedanken verloren auf den weiten, grün umhегten Wegen und kam immer weiter vom Schloß ab, bis sie

plötzlich an das Gitter vom Walde gelangte. Sie blieb hochaufathmend stehen und blickte wie bezaubert in die dunkle Wildniß, die märchenhaft und geheimnißvoll herüberwinkte und sie so traut und süß an die verlassenene Heimath gemahnte. Könnte sie dort drüben streifen, Pfade suchend und verlierend in köstlicher Verwirrung.

Da rauschte es neben ihr im hohen Gras, sie wandte erschrocken das Köpfchen, Graf Georg Friedrich stand vor ihr. Sie blickte fast entsezt empor in sein bleiches, stolzes Antlitz, das ihr so wenig gefiel, und bangte zagend vor seiner Anrede. Diese blieb lange aus, der Graf sah schweigend in Ruth's eröthetes Gesichtchen, endlich sagte er ruhig und in scherzendem Tone: „Also hier muß man den Flüchtling suchen? Diese großen Bäume scheinen viel Gnade vor Ihren Augen gefunden zu haben, denn wie mich dünkt, schauen Sie immer nach neuen aus.“

„Ich bin im Walde geboren und aufgewachsen, ich liebe ihn über Alles“, erwiderte Ruth einfach.

Der Graf lächelte und es flog wie Sonnenschein über seine Züge, die Antwort schien ihn sehr zu erfreuen. „Sie sollen auch hier diesen Forst gründlich kennen lernen, ich will selbst Ihr Führer sein, gleich morgen wollen wir die erste Wanderung beginnen“, versicherte er ihr mit herablassender Freundlichkeit. Dann mahnte er zur Heimkehr, und sie schritten nebeneinander die Pfade zurück. Graf Georg Friedrich machte Ruth gesprächig, und ließ sie ihm von der Heimath und ihrem Leben erzählen; Alles, das Unbedeutendste schien ihn zu interessiren.

Einige Wochen später war der Geburtstag der alten Gräfin und wurde mit großer Pracht und Feierlichkeit festlich begangen. Alle Edelleute im Umkreise waren mit ihren Frauen und erwachsenen Kindern zu dem Feste geladen und erschienen vollzählig zur Gratulation bei der hochverehrten, vornehmsten Frau der Gegend; Jedermann hatte dabei den größtmöglichen Aufwand und Glanz der Toilette entwickelt, um durch seine Erscheinung die Feier zu verherrlichen oder doch wenigstens nicht zu verdunkeln. Die Gräfin selbst trug eine purpurrothe Sammetrobe, ein köstliches Spitzenhüch in den noch dunkelbraunen Haaren, ihre Schwiegertochter hatte sich diesmal der Sitte fügen müssen und erschien in einem seegrünen Atlasleide, strahlend in den Familiendiamanten. Frau von Zettwitz war in veilchenfarbene Seide gekleidet, Stiefmütterchen im Haar und Amethystschmuck an der Brust, Ohren und Armen. Die kleine brünette Baronin d'Offenville sah allerliebste aus in gelbem Crêpe mit Crêmespizen, gelbe Akazienblüthen in den glänzenden Locken. Auch Ruth war heute nicht in schlichten Battist, sondern in schwere weiße Seide gehüllt, welche die feingerundeten Schultern, den schönen, schlanken Hals und die vollendeten geformten Arme frei ließ. Die wie Marmor schimmernde zarte weiße Haut bedeckte keinerlei Schmuckgeräth, nur durch ihr dichtes, schwarzes, grazios aufgenommenes Haar schlang sich eine mattglänzende Perlschnur, und eine große, weiße Rose war in den Flechten, eine andere ebensolche Blume an der Brust befestigt.

Zunächst fand ein feierliches Mahl statt mit den köstlichsten Gerichten und feinsten Weinen, zu welchem Ruth von einem jungen Lehnsvetter ihrer Beschützerin, dem Grafen Alexander Reichenbach geführt wurde. Georg Friedrich saß ihr gegenüber und nickte ihr vertraulich zu, was sie mit holdselig grüßendem Blick zurückgab; die Beiden standen nunmehr sehr gut miteinander, der tägliche Spaziergang hatte das junge Mädchen dem ernstern Manne nahe gebracht, zudem sie von jeher mehr an die Männergesellschaft gewöhnt war, als an die Frauen, und deshalb bald zutraulich wurde. Zuweilen hatte der Graf seinen kleinen Wagen an den Ausgang des Waldes bestellt und fuhr Ruth nach Hause. Diese Fahrten machten ihr unendliches Vergnügen und brachten ihn auf den Gedanken, sie im Reiten zu unterrichten, was er denn auch nächstens thun wollte.

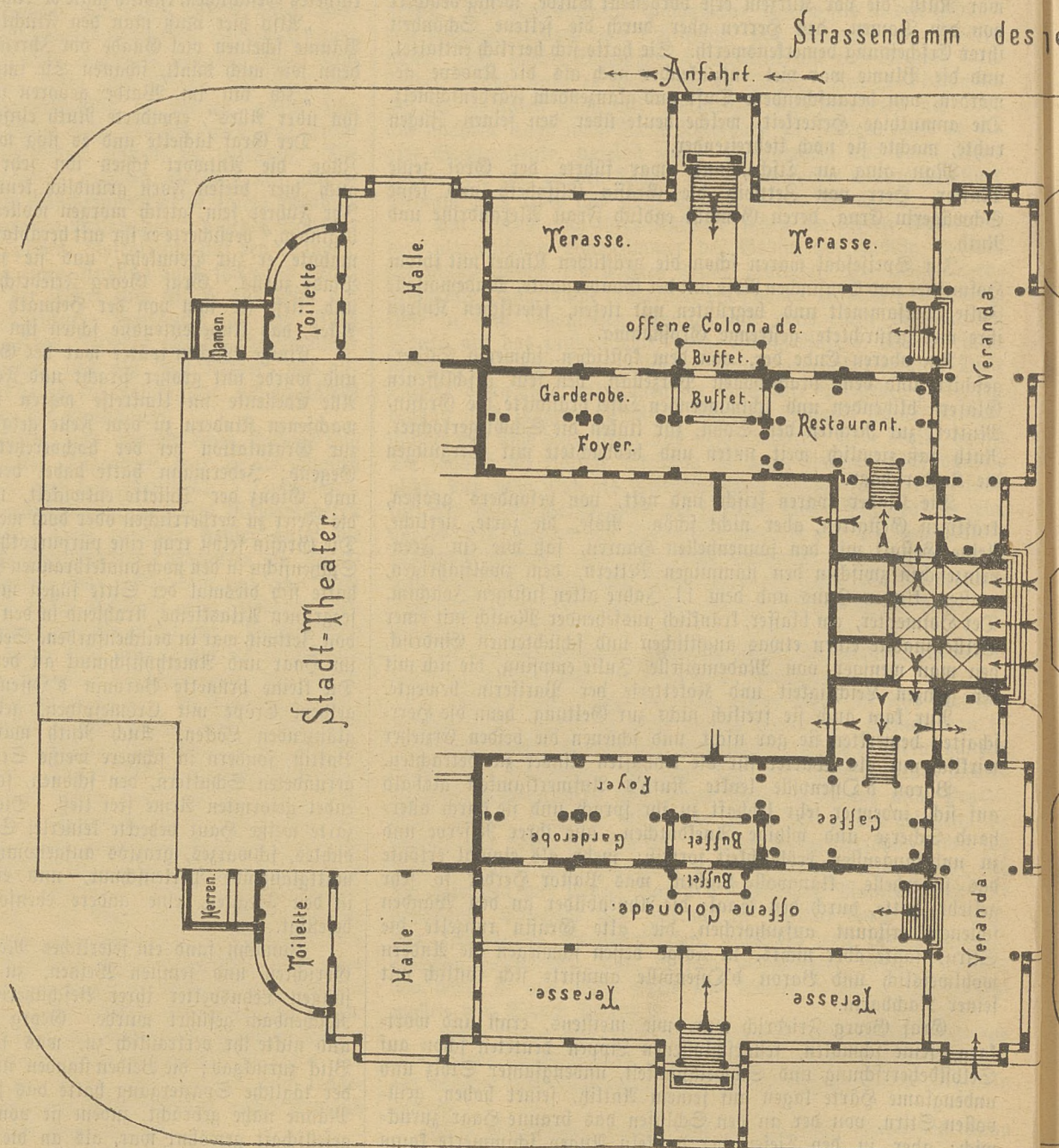
Die Tafel wurde aufgehoben, zur großen Erleichterung des Grafen, der mit Ungebuld und Mißfallen bemerkt hatte, daß Alexander Reichenbach in allzu lebhafter Weise seiner Dame huldigte. Die junge Welt begab sich zur Promenade in den Garten, die älteren Herrschaften nahmen auf der ersten Terrasse Platz. Der Hausherr, welcher sich mit Geschick von seinen Ritterspflichten losgemacht hatte und seine Tischdame der Mutter zum Schutz und zur Unterhaltung übergab, erpächte mit Falkenauge, wo Ruth mit ihrem Ritter lustwandelte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Umbau des S

Wie den Lesern der „Posener Zeitung“ bereits durch einen längeren Artikel bekannt geworden, besteht bei der Stadtverwaltung der Plan, das seit ca. 16 Jahren eröffnete neue Stadttheater zu Posen mit verhältnismäßig geringen Kosten erheblich umzubauen, und so den vielen dem Gebäude anhaftenden Mängeln abzuhelpfen. Der Umbau wird den Zuschauerraum beträchtlich vergrößern, wozu Ausbauten der beiden todtten Winkel

Anbauten, die zu beiden Seiten Toiletten, Hallen, Garderoben und breite Foyers — im Gegensatz zu den jetzigen entfehllich engen Couloirs — mit Restaurant bzw. Café enthalten. Daran sollen offene Kolonnaden und vor diesen Terrassen, an der Denkmalsseite Veranden angelegt werden. Auf diese Weise wird der gegenwärtig etwas schwächliche Bau des Theaters erheblich an Fülle gewinnen und — wie zu hoffen steht, architektonisch



an den Längsseiten des Theaters nach dem Denkmal zu in Aussicht genommen sind. Dazu kommen dann aber noch andere Anbauten, die die gegenwärtige Kreuzform des Gebäudes vollständig verändern werden. Um den Lesern einen ungefähren Einblick in das Bauprojekt zu geben, bringen wir hier eine Abbildung des Grundrisses desselben. Man wird darin die heutige Kreuzform des Theaters leicht erkennen. Um diese legt sich auf beiden Längs- und auf der Denkmalsseite eine Art Mantel von

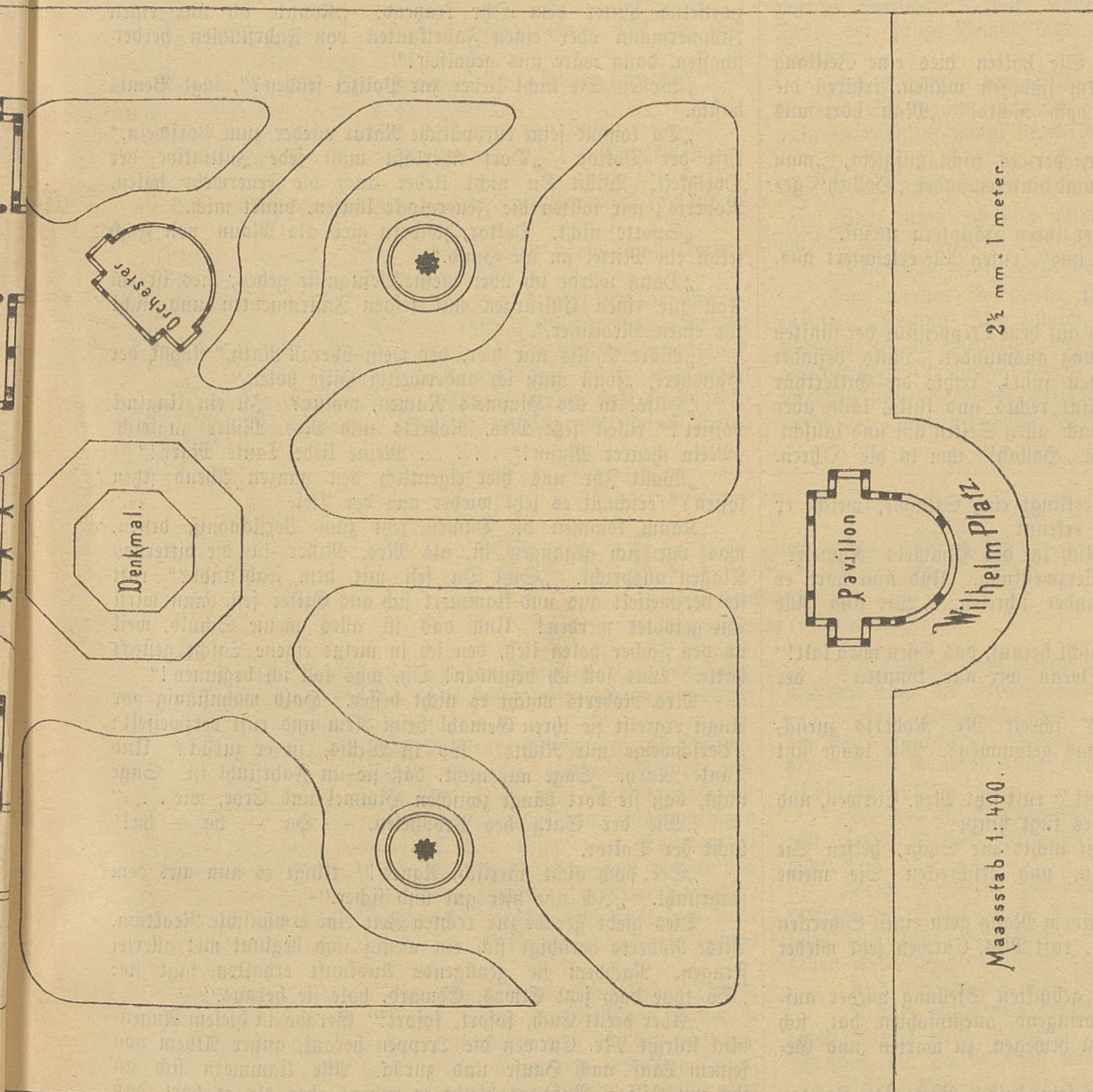
einen vortheilhafteren Eindruck machen als jetzt, wo nach Laienverstand die Höhe des Gebäudes mit seiner Breite zum mindesten an den Längsseiten nicht ganz harmonirt.

Durch den Umbau sollen aber auch noch andere Mängel beseitigt werden. Dem Theater fehlt z. B. ein geräumiges Couloirshaus, Magazin genannt. Die Dekorationen sind zum größten Theil in einem besonderen, vom Theater entfernt liegenden Gebäude untergebracht und müssen also je nach Bedarf nach

Die Gartenanlagen des Wilhelmsplatzes werden natürlich ebenfalls verändert. Das Denkmal rückt von seinem gegen-

In Bezug auf die weiteren Details verweisen wir auf den in Nr. 503 der „Posener Zeitung“ gebrachten Artikel über den Erweiterungsbaudes Theaters. Das Umbauprojekt, von Herrn Stadtbaurath Grüber herrührend, macht einen entschieden günstigen Eindruck.

es im platze z.



Strassendam de

wärtigen Standorte nach der Mitte des Platzes hin, auf dem auch ein Orchesterbau projektirt ist, da man die Benutzung des Theaters künftig auch für den Sommer in Aussicht genommen hat, wozu ja allerdings eine Erweiterung der jetzigen Gartenanlagen des Wilhelmsplatzes als Promenade für die Theaterbesucher in den Zwischenakten zc. bei Musik wünschenswerth ist. Die Besorgniß, daß es im Sommer im jetzigen Theatergebäude sehr heiß sein dürfte, wird durch folgende Notiz im Projekt zerstreut: „Die

St es möglich, dasselbe in allen Theilen praktisch so auszuführen, wie es theoretisch vorliegt, — und wir bezweifeln diese Möglichkeit nicht — so wird Bosen endlich ein Theater haben, das einerseits den berechtigten Anforderungen des Publikums in Bezug auf Bequemlichkeit entspricht und andererseits die Feuersicherheit des Gebäudes vergrößert. Wir wünschen lebhaft, daß dieser Ausbau recht bald zustande komme.

Im Fahrstuhl.

Humoreske. Frei nach dem Englischen.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Zuerst ruft Jeder für sich allein. Miß Lawton nach ihrem Papa, Mrs. Chrusshaw nach Agnes, Mrs. Curwen sehr leise nach ihrem Mann und der Junge mit voller Stimme: „He da!“ „Aber so begreift doch“, ruft Mr. Miller dazwischen, „daß dies nichts hilft. So kann uns Niemand hören. Wir müssen Alle zugleich „Hollah“ rufen.“

Sie thun dies auch drei Mal, aber vergebens. Nachdem sie fünf Minuten gewartet und gehorcht haben, zieht Mr. Miller seine Uhr heraus und sagt: „Wir müssen diesen Ruf jetzt jede halbe Minute wiederholen, bis man uns hört. Ich kommandire also! Eins, Zwei, Drei!“

„Hollah.“

„Gut so, noch einmal!“ Sie halten dies eine Zeitlang aus, aber als sie endlich Athem schöpfen müssen, erklären die Damen einstimmig, das helfe doch nichts. „Man hört uns nicht oder will uns nicht hören.“

„Gewiß“, sagt Mr. Miller, der es nicht aufgibt, „man muß uns hören. Nun mal dreimal hintereinander „Hollah“ gerufen, daß die Wände zittern.“

Und „Hollah“ klingt es über ihren Häuptern zurück.

„Gott sei Dank, man hört uns“, rufen Alle erleichtert aus.

III.

Mr. Roberts steht inzwischen auf dem Treppenslur der fünften Etage, auf welchen seine Wohnung ausmündet. Links befindet sich die Treppe, welche nach unten führt, rechts die Gitterthür des Fahrstuhlschachtes. — Er blickt rechts und links, kann aber nichts entdecken. Er sieht sich nach allen Seiten um und lauscht. Wieder klingt das durchdringende „Hollah!“ ihm in die Ohren. „Wer ruft da?“ fragt er.

„Sind Sie es, Roberts?“ erklingt eine Stimme, welche er sofort als diejenige Mr. Millers erkennt.

„Wo seid Ihr denn eigentlich in des Himmels Namen?“ ruft der Hausherr in höchster Verzweiflung. Und nun hört er mehrere Stimmen, die durcheinander schreien. „Wir sind Alle hier, Edward, im Fahrstuhl.“

„Warum kommt Ihr denn nicht herauf, das Essen wird kalt!“

„Ja“, ruft man wieder, „wenn wir nur könnten — der Fahrstuhl sitzt fest.“

„Der Fahrstuhl sitzt fest?“ schreit Mr. Roberts zurück, „gütiger Himmel, wie ist denn das gekommen? Wie lange sitzt Ihr denn schon?“

„Seit dem Anfange der Welt“, ruft jetzt Mrs. Curwen, und die knorrige Stimme Mr. Millers fügt hinzu:

„Wie es kam, thut hier jetzt nichts zur Sache, helfen Sie uns nur, so rasch Sie können, und erschrecken Sie meine Frau nicht.“

„Meinetwegen könnt Ihr meinem Mann gern einen Schrecken einjagen, der kann es vertragen“, ruft Mrs. Curwen jetzt wieder spottend dazwischen.

Mr. Roberts ist aus seiner gebückten Stellung wieder aufgesprungen, nachdem er Allen dringend anempfohlen hat, sich still zu halten, sich nicht viel zu bewegen, zu warten und Geduld zu haben.

Als er sich umkehrt, sieht er seine beiden Gäste, Dr. Lawton und Mr. Bemis sen., ganz erstaunt hinter sich stehen: „Mit wem hast Du denn dort zu thun gehabt, Edward?“ fragt der Doktor.

„Ja, da sitzen nun all die verlorenen Schafe im Fahrstuhl zwischen beiden Stockwerken.“

„Der Himmel bewahre mich, was führen sie denn dort aus?“ ruft Mr. Bemis, während der Doktor sich vor Lachen schüttelt.

„Wir thun Nichts!“ klingt es von unten, „wir warten, bis Ihr etwas für uns thut. Ach Papa“, ruft Miß Lawton, „hilf uns doch!“

Nachdem der Vater sich überzeugt hat, daß seine Tochter unverfehrt ist, gewinnt das ärztliche Element in ihm die Oberhand und er stellt eine vollständige Diagnose an. Er fragt in einem Athem, wie sie dort hingekommen, was daran Schuld ist, und ob sie schon versucht haben, den Fahrstuhl zu heben. Da

Miller aus der Tiefe herauf fragt, wessen Stimme das denn eigentlich sei, stellt Mr. Roberts beide Herren unsichtbar einander vor und Mrs. Curwen plagt den Doktor noch mit dem Ausspruch, daß bisher noch Niemand von ihnen Allen je an diesem Ungemach gelitten habe, und daß es eine ganz neue Krankheitsercheinung sei.

„Ha, ha, ha!“ lacht der Doktor. „Köstlich, köstlich! Haltet Euch nun nur ganz still, wir werden Euch so bald wie möglich helfen. Was beabsichtigst Du zu thun, Roberts?“

„Ja, das weiß ich wirklich nicht“, sagt dieser, sich verzweifelnd hinter dem Ohr fragend. „Könnte ich nur einen Zimmermann oder einen Fabrikanten von Fahrstühlen herbeischaffen, dann wäre uns geholfen!“

„Wollen Sie nicht lieber zur Polizei senden?“, sagt Bemis hastig.

„Da kommt keine europäische Natur wieder zum Vorschein“, ruft der Doktor. „Dort überläßt man jede Initiative der Obrigkeit. Willst Du nicht lieber auch die Feuerwehr holen, Roberts; wir sollten die Feuerschloße läuten, dünkt mich.“

„Spotte nicht, Doktor, sondern gieb als Mann von Fach selbst ein Mittel an die Hand.“

„Dann würde ich über meine Befugnisse gehen, dies ist ein Fall für einen Chirurgen mit seinen Instrumenten und nicht für einen Mediziner.“

„Wäre Willis nur hier, der weiß überall Rath“, stöhnt der Hausherr, „sonst muß ich anderweitig Hilfe holen.“

„Hilfe! in des Himmels Namen, wofür? Ist ein Unglück passiert?“ rufen jetzt Mrs. Roberts und Mrs. Miller zugleich. „Mein theurer Mann!“ Meine liebe Tante Mary!“

„Wollt Ihr uns hier eigentlich den ganzen Abend sitzen lassen?“ erschallt es jetzt wieder aus der Tiefe.

Raum kommen die Damen jetzt zum Verständniß dessen, was vor sich gegangen ist, als Mrs. Miller in die bittersten Klagen ausbricht. „Sitzt Du fest mit dem Fahrstuhl?“ ruft sie verzweifelt aus und klammert sich ans Gitter fest, dann wirst Du getödtet werden! Und das ist alles meine Schuld, weil ich den Fächer holen ließ, den ich in meine eigene Tasche gesteckt hatte. Was soll ich beginnen! Oh, was soll ich beginnen!“

Mrs. Roberts macht es nicht besser. Halb wahnsinnig vor Angst ergreift sie ihren Gemahl beim Arm und ruft verzweifelt: „Verschweige mir Nichts. Wo ist Willis, ist er zurück? Und Tante Mary. Sage nur nicht, daß sie im Fahrstuhl ist. Sage nicht, daß sie dort hängt zwischen Himmel und Erde, wie . . .“

„Wie der Sarg des Propheten, — Ha — ha — ha!“ lacht der Doktor.

„Sei doch nicht närrisch, Agnes!“ klingt es nun aus dem Fahrstuhl. „Ich sitze hier gut und sicher.“

Dies giebt gerade zur rechten Zeit eine erwünschte Reaktion. Mrs. Roberts beruhigt sich ein wenig und beginnt mit allerlei Fragen. Nachdem sie genügende Auskunft erhalten, sagt sie: „So thue doch jetzt Etwas, Edward, hole sie heraus.“

„Aber beeilt Euch, sofort, sofort!“ Gerade in diesem Augenblick stürmt Mr. Curwen die Treppen herauf, außer Athem von seinem Lauf nach Hause und zurück. Alle klammern sich an ihn um Hilfe. Anfangs bleibt er ruhig, aber als er hört, daß seine Frau auch mit drinnen ist, ergreift er voll Verzweiflung die Gitterthür und will sie losreißen. Mr. Roberts und der Doktor hindern ihn daran.

„Was wollen Sie beginnen!“ ruft der Doktor, „dadurch machen Sie die Sache nur ärger!“

„Laßt mich, laßt mich“, ruft Mr. Curwen und trachtet sich zu befreien. „Laßt mich mit meiner Frau sprechen.“

„Ach, Edward“, schmeichelt Mrs. Roberts unter Thränen, „hindere ihn daran nicht. Denke nur, wenn ich dort säße.“

„Meinetwegen kann er die ganze Nacht mit seiner Frau reden, wenn er nur das Haus nicht abbricht“, sagt Mr. Roberts und läßt ihn los.

Während die beiden Gatten Curwen jetzt einander Versicherungen und Bertröstungen zuschreien, erschallt eine elektrische Glocke.

„Entsetzlich“, rufen die Damen, „was wird jetzt geschehen?“

„Es ist Jemand unten und schellt um den Fahrstuhl,“ sagt der Junge.

„Laß ihn zum Teufel gehen“, rufen Alle wie aus einem Munde.

Inmitten all' dieses Trubels kommt Mr. Curwen zu einer Entdeckung, über welche der Doktor wieder zum größten Entsetzen der Gesellschaft in unbändiges Lachen ausbricht. Er hat freilich den guten Handschuh mit acht Knöpfen mitgebracht, aber von einer verkehrten Farbe. Plötzlich fällt in diesem Augenblicke Mr. Campbell wie eine Bombe aus der Luft in die Gesellschaft. Noch halb auf der Treppe ruft er schon; „Ich kann Niemand und Nichts finden, keine Tante Mary und keinen Fahrstuhl. Ich habe geschellt, bis mir die Finger weh thaten.“

„Das will ich wohl glauben“, sagte Mrs. Roberts, „Beide sitzen, oder vielmehr hängen hier und können weder herauf noch hinunter.“

„Und das Facit,“ fällt der Doktor ein, „Ihr sollt und werdet der rettende Engel sein.“

Bedachtſam geht Mr. Campbell an's Gitter und ruft nach unten: „Zieht das Ding in die Höhe!“

„Das können wir nicht!“ ruft man von unten.

„Dann laßt ihn hinunter! Hurrah! . . . Da geht er, er ist los!“

„Kommt jetzt wieder nach oben!“ ruft Campbell so laut er kann.

„Danke herzlich! Wir haben genug davon und klettern jetzt lieber die hundert Stufen hinauf.“

Stöhnend und nach Athem ringend, kommt jetzt die Gesellschaft nach oben. Mr. Roberts fällt inzwischen ihrem Bruder um den Hals. „O! Willis, das ist eine Fügung des Schicksals.“

„Fügung oder gesunder Verstand,“ sagt dieser und macht sich aus ihrer Umhalsung los. „Eins ist gewiß, daß die hydraulischen Fahrstühle mitunter kraftlos werden und dann stecken bleiben.“

Die Umarmungen, Beglückwünschungen, Fragen und Antworten wollen jetzt kein Ende nehmen. Das Lustigste ist, daß man einander aufzieht, nicht eher an dies einfache Mittel gedacht zu haben. Später droht der Friede noch durch die bekannte Eifersucht von Mrs. Miller gestört werden zu sollen. Die Frau des Hauses läßt sich durch den Retter zur Tafel geleiten, darauf folgen die Damen Curwen und Miller, die zusammengehen und ihre Gatten hinterher gehen lassen, weil man sich über den Vorrang nicht hatte einigen können. Die muthwillige Mrs. Curwen konnte es doch nicht unterlassen, ihrer Begleiterin noch einen kleinen Stich zu geben, indem sie derselben sagt: „Ach sprechen Sie nicht von vorhin, Ihr Herr Gemahl war während der fürchterlichen Augenblicke im Fahrstuhl so liebenswürdig und freundlich, daß ich ihm nicht dankbar genug dafür sein kann.“

A quelque chose malheur est bon! Dieses alte französische Sprichwort sollte auch hier seine Bestätigung finden. Denn der junge Bemis sagt, freilich etwas zaghaft, zu Miss Lawton:

„Im Fahrstuhl baten Sie mich, Sie nicht allein zu lassen. Meinten Sie damit niemals? Ich bitte, antworten Sie mir, mein Lebensglück hängt davon ab.“

Da Miss Lawton mit ihrer Antwort zögert, wiederholt er seine Frage noch einmal dringlicher.

„Aber wenn ich nun wünschte, Sie niemals zu verlassen, würden Sie mich dann fortſenden?“

„Sedensfalls nicht, wenn ich im Fahrstuhl säße.“

Hier werden sie durch Mrs. Roberts gestört, die ihnen zuruft: „Kommt Ihr endlich, Ihr Nachzügler!“ Kaum aber übersieht sie die Situation, als sie sich mit einem „Oh, verzeiht“ zurückzieht. Die jungen Leute folgen ihr unmittelbar; bei Tisch wechseln sie noch manch' vertrauliches Wort und das Ende vom Liede . . . nun, der Leser weiß es schon.

C. G.

Der steinerne Löwe.

Eine chinesische Legende.

Nacherzählt von Wilhelm Thal.

(Nachdruck verboten.)

Im Bezirke Teng-Tschu liegt das Dörfchen Chy-Tcon-Tong. Es wohnen in dieser Gegend viele böse Leute und nur wenige finden sich, die die Tugend üben.

Dennoch lebte hier ein rechtschaffener Mann, namens Tsching-Tong-Tsuy, der mit Freuden Almosen gab und sich nie mit seinen Nachbarn stritt oder zankte. Auch seine Gattin, Tschang-Chy hatte von der Natur einen verträglichen, sanftmüthigen Charakter empfangen und leitete mit Eifer und Sparsamkeit das Hauswesen. Eines Tages schenkte sie einem Sohne das Leben, der den Namen Tsuy Yuen erhielt; im Alter von achtzehn Jahren war dieses Kind ein kleiner Gelehrter und seine Eltern liebten ihn wie eine kostbare Perle, die man in der hohlen Hand verbirgt.

Eines Tages bat ein alter Bonze, an der Thür Tsching-Tongs um ein Almosen. Dieser führte den frommen Mann in den Speisesaal, warf sich vor ihm nieder und bat um Entschuldigung, daß er ihm keine bessere Aufnahme gewähren könne.

Der Bonze hob ihn sogleich auf und erklärte, er habe nicht gewußt, ob er eintreten oder weiter wandeln sollte. Daher ließ Tsching ein bescheidenes Mahl für den Bonzen auftragen, bediente ihn selbst, so gut er konnte, und fragte ihn, wohin er zu reisen gedenke.

„Ich komme,“ entgegnete der fromme Mann, „aus dem Kloster On-Tay-Chan und bin geradeswegs zu Dir gereist, denn ich habe Dir etwas mitzutheilen.“

„Ist der große Mann“, unterbrach Tsching, „gekommen, um das Almosen oder die Lebensmittel zu begehren, die das Gesetz vorschreibt und deren er zur Fortsetzung seiner Reise bedarf?“

„Nein“, versetzte der Bonze, „nicht darum bin ich gekommen; nein, ich habe vielmehr erfahren, daß hier demnächst eine schreckliche Ueberschwemmung stattfinden wird; also baue Dir ein Fahrzeug, damit Du am Tage der Gefahr flüchten kannst. Das wollte ich Dir mittheilen, weiter habe ich nichts zu sagen.“

Als Tsching diese Worte vernommen, fragte er schnell, an welchem Tage die Ueberschwemmung losbrechen würde.

„Höre,“ sprach der Bonze, „Du kennst den steinernen Löwen, der sich am Fuße der Arkade Pao-Toy in der Weststraße befindet; wenn in dessen Augen Bluttröpfchen erscheinen, dann sei zur Flucht bereit!“

„Da uns ein so furchtbares Unglück droht“, fuhr Tsching fort, „wäre es wohl gut, die Nachbarn davon in Kenntniß zu setzen.“

„Deine Nachbarn sind ohne Ausnahme boshafte Menschen,“ versetzte der Bonze; „sie würden mir nicht glauben; Du aber sollst dem Unheil entgehen, wenngleich Du großen Kummer nissen und Gefahren ausgeſetzt ſein wirst.“

„Und werden mir diese Gefahren das Leben kosten?“

„Nein,“ entgegnete der Bonze, „sei unbesorgt. Gib mir einen Pinsel und Papier; ich werde Dir einige Zeilen aufschreiben, die Du in Dein Gedächtniß einprägen magst.“

Tsching that wie ihm geheißen und der Bonze schrieb:

„Wenn einem Thiere Du begegnest, so rette es; doch ist's ein Mensch, so gieb nicht acht auf ihn!“

Tsching las diese Worte, ohne den Sinn zu begreifen.

„Eines Tages“, sprach der Bonze, „werden sie Dir schon verständlich sein.“

Dann nahm er Abschied von seinem Wirth und zog seines Weges weiter.

Tschings erste Sorge war es nun, seine Gattin von allem, was er vernommen, in Kenntniß zu setzen; dann sandten sie drei Diener zum „Gelben Fluße“, um zehn Barken zu mietthen.

„Wozu diese Anstalten?“ fragten die Leute aus dem Dorfe, und Tsching antwortete, eine große Ueberschwemmung stände ihnen bevor. Die Nachbarn lachten ob dieser Erklärung, und Tsching ertrug geduldig ihren Spott. Jeden Tag schickte er seine Frau zu der Arkade Pao-Toy, um nachzusehen, ob der steinerne Löwe Thränen vergieße.

Eines Tages fragten sie zwei Schlächter, die in der Nähe des Löwen ihren Standplatz hatten, warum sie sich täglich das Monument beschaue. Sie antwortete ihnen dasselbe, was der Bönze ihrem Gatten gesagt und die beiden Schlächter machten sich weiblich über sie lustig.

„Hat man je so etwas vernommen?“ riefen sie; „ein steinerne Löwe sollte Thränen vergießen?“

Zwei Tage später schlachteten die beiden Schlächter ein Schwein und bespritzten bei dieser Gelegenheit die Augen des Löwen mit Blut. Als Tsang-Chy dies bei ihrem nächsten Besuche bemerkte, eilte sie davon, um ihrem Manne die Nachricht zu bringen und sogleich befahl Tsching seinen Dienern, alle Möbel und Hausgeräthe in die Schiffe zu bringen.

In diesem Augenblick sandte die Sonne ihre glühendsten Strahlen herab; Tsching-Tong versammelte die Leute seines Hauses, große und kleine, um sich und alle schifften sich ein. Als die Sonne mit bleichem Scheine am Horizonte unterging, ballten sich schwarze Wolken zusammen; der Regen floß in Strömen, und in der Nacht des dritten Tages stürzten sich die Gewässer des Flusses auf das Dorf. Alles ging im Wogenstrudel unter und etwa 20 000 Menschen fanden bei diesem furchtbaren Unwetter ihren Tod.

Die Fahrzeuge Tschings wurden plötzlich in ihrer Fahrt aufgehalten und mit Erstaunen sahen Tsching und seine Leute einen gezähnten Affen, der sich vergeblich bemühte, sich über den Wellen zu erhalten. Bei diesem Anblick befahl Tsching seinen Dienern: „Reicht ihm lange Bambusstöcke hin, die er ergreifen kann.“ Die Diener gehorchten und der Affe gelangte heil und gesund in das Boot.

Einige Stunden später wurden die Fahrzeuge zu einem schwimmenden Baum getrieben, auf dem sich ein Rabennest befand. Die Jungen, die kaum flügge waren, konnten vor Angst nicht fliegen, aber der ehrliche Tsching befahl seinen Dienern, sie auszunehmen und so wurde die ganze kleine Familie gerettet.

Endlich bemerkten sie wieder nach einigen Stunden einen Menschen, der heftig mit den Wellen kämpfte und kläglich um Hilfe schrie. „Steuert auf ihn zu!“ rief Tsching sogleich; „wir müssen ihn retten!“

„Aber, theurer Gatte“, versetzte Tschang-Chy, „vergib nicht die prophetischen Worte des Bönzen:

„Doch ist's ein Mensch, so gieb nicht acht auf ihn!“

„Gleichviel!“ entgegnete Tsching, „es handelt sich um einen Menschen, und wir dürfen nicht mitleidlos sein!“

Nach diesen Worten befahl er seinen Dienern, Bambusstöcke ins Wasser zu halten; an diese klammerte sich der Unbekannte und ward auf diese Art einem sicheren Tode entzissen.

Am nächsten Tage hörte der Regen auf und Tsching schickte Diener nach seiner Behausung . . . Was sahen sie? Das ganze Dorf war von der Gewalt der Ueberschwemmung mit Sand bedeckt worden; nur das Haus ihres Herrn war nicht von dem Unwetter zerstört worden. Sofort überbrachten sie Tsching diese gute Neuigkeit und dieser kehrte mit den Seinen wohlgemuth nach Hause zurück.

Nun wollte Tsching erfahren, ob der Mann, den er gerettet, die Absicht hatte, zu seiner Familie zurückzukehren, aber der Unbekannte versetzte auf seine Fragen weinend:

„Dein Diener ist der Sohn des Schlächters Lieu, der am Fuße der Arkade des steinernen Löwen wohnte; sein Name ist Lieu-Yng, und seine Eltern sind bei der Ueberschwemmung umgekommen. Der glühendste Wunsch Deines Dieners, erhabener Herr, wäre: bei Dir zu bleiben und als treuer Knecht zu dienen.“ „Nun gut“, versetzte Tsching, „so bleibe bei uns; Du sollst als unser Sohn behandelt werden.“

Lieu nahm dieses Anerbieten mit dem Ausdruck des innigsten Dankes an und blieb.

Aber die Zeit fliegt dahin, rasch wie der Pfeil; die Tage und Monate vergehen spurlos im Winde. —

Seit einem halben Jahre war Tsching wieder in sein Haus zurückgekehrt, als die Mutter des in Tonkin residirenden Kaisers, die Prinzessin Tschang, einen kostbaren Ring verlor. Sogleich ließ der Kaiser Yin-Tsong*) in alle Provinzen ein Edikt ergehen,

des Inhalts, daß der, der den Ring herbeischaffen würde, zu einem hohen Posten befördert werden sollte.

In jener Nacht nun sah Tsching im Traume einen Mann, der zu ihm die Worte sprach: „Die Kaiserin hat heute einen kostbaren Ring verloren, derselbe ist in das achteckige Bassin im Schloßhofe gefallen. Schicke Deinen Sohn nach der Hauptstadt, damit er dem Kaiser den Fundort zeige und die versprochene Belohnung erhalte.“

Als Tsching-Tong erwachte, erzählte er seiner Gattin den Traum, den er gehabt, und wollte seinen Sohn nach der Hauptstadt senden, aber seine Frau widersetzte sich: „Wir haben nur ein Kind“, sprach sie, „sollen wir es fortschicken, damit unser Alter einsam und verödet wird?“

Als sie so sprach, näherte sich Lieu-Yng den beiden und sagte: „Da ein himmlischer Bote Dir den Rath gegeben hat, Deinen Sohn nach der Hauptstadt zu senden, so wäre es mir eine süße Pflicht, an seiner Stelle zu gehen, und sollte mir die Erklärung irgend eine Belohnung eintragen, so werde ich sie getreulich in die Hände Deines Sohnes niederlegen.“

Dieser Vorschlag gefiel Tsching-Tong ganz ausnehmend, und noch an demselben Tage sagte Lieu-Yng seinen Wohlthätern Lebewohl. Er reiste nach Tonkin, gelangte bald zu den Thoren der Stadt und begab sich sogleich nach dem kaiserlichen Palast. Hier übergab er den Wachen eine Bittschrift und diese führten ihn zu dem Oberzeremonienmeister, dem er den Ort, wo sich das verlorene Kleinod finden sollte, angab.

Der Zeremonienmeister führte den Fremden sogleich in einen reichgeschmückten Saal und begab sich dann zum Kaiser, um diesem die wichtige Neuigkeit mitzutheilen. Yin-Tsong ließ die Kaiserin-Mutter holen, und diese erinnerte sich jetzt in der That, daß sie in einer schönen Herbstnacht mit ihren Palastdamen im Schloßhofe lustwandelt, daß sie bei dieser Gelegenheit sich dem achteckigen Bassin genähert und die Hand in das klare Wasser getaucht hatte. Eine der Hofdamen erhielt nun den Befehl, in das Becken zu steigen, und wirklich fand sich der Ring in demselben.

Sogleich ließ der Kaiser Lieu-Yng zu sich bescheiden und sagte, wie er habe wissen können, daß der Ring in das Bassin gefallen war. Der junge Mann erklärte, ein übernatürliches Wesen habe ihm im Traume das Geheimniß enthüllt, und der Kaiser verlieh ihm darauf den Titel eines zweiten Sidams des Kaisers und gab ihm die zweite Tochter der Kaiserin zur Gemahlin. Dann räumte er ihm einen eigenen Palast ein und gab ihm eine zahlreiche Dienerschaft.

Indessen waren zwei Monate vergangen und Tsching-Tong wartete Morgen und Abend ungeduldig auf eine Nachricht von Lieu, als er plötzlich vernahm, daß sein Bote zum Range eines kaiserlichen Schwiegersohnes ernannt worden war. Nun entschloß sich Tsching, seinen Sohn Tsuy-Yuen in Begleitung eines treuen Dieners zu Lieu zu senden. Der Sohn nahm Abschied von seinen Eltern und reiste nach der kaiserlichen Residenz. Dort suchte er sich sogleich eine Herberge, und begab sich am nächsten Tage nach dem Palaste des Fu-Ma,*) um dort Erkundigungen einzuziehen.

In dem Augenblick, als er auf die Schwelle der Herberge trat, erschienen Läufer auf der Straße, die mit lauter Stimme riefen: „Plag! Plag! Des Kaisers Sidam kommt!“

Tsuy-Yuen drückte sich an die Wand und wartete auf Lieu-Yng. Dieser erschien auf einem herrlichen Pferde und wollte eben vorbeireiten; da bemerkte er den Sohn seines Wohlthäters. Rotesröthe färbte seine Wangen und er rief in wüthendem Tone: „Wer ist der Freche, der es wagt, mir in den Weg zu treten? Ergreift ihn, Wachen!“

„Bruder, Bruder!“ flehte Tsuy-Yuen, „warum willst Du mich nicht erkennen?“

Doch der neue Herrscher versetzte wüthend: „Ich habe keinen Bruder! Fort mit ihm!“

Und ohne weitere Erklärung ward der Unglückliche fortgeschleppt und ins Gefängniß geworfen, nachdem ihm vorher dreißig Stockschläge verabreicht worden waren.

*) Der Kaiser Yin-Tsong aus der Dynastie Song stieg im Jahre 1023 auf den Thron.

*) Fu-Ma: Schwiegersohn des Kaisers.

(Schluß folgt.)